

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 192.

Posen, den 23. August 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin W.

Richter Mayell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigter Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.
11. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Ach, ich habe Freunde in Paris, nette, feine Kerle, die viel herumkommen, und fast alles erfahren, was so passiert.“

Sie sah ihn gedankenvoll an und biß sich auf die Lippen.

„Reggie van Rhyn — das ist die Geschichte, von der Sie gehört haben, was?“

Herr Ellsberger nickte.

„Ich weiß gar nicht, was alles passiert ist, und ich werde in tausend Jahren niemals glauben, daß ich ihn erstach!“ sagte sie heftig. „Zu so etwas bin ich immer viel zu sehr Dame gewesen — ich bin in einem Kloster erzogen worden.“

Herr Ellsberger gähnte.

„Das alles können Sie einem Romanschriftsteller erzählen. Wenn der Ihnen ein Publikum verschaffen kann, so soll es mich für Sie freuen. Nun aber hören Sie meinen Rat — bleiben Sie. Ich habe den Namen Sadie O'Grady bekannt gemacht in Filmkreisen, und es wäre dumm von Ihnen, in dem Augenblick zu verzichten, in dem das Publikum sich für Sie interessiert. Ich bin unten durch, aber das berührt nicht Sie, Sadie; es gibt wohl keinen Filmproduzenten in England, der nicht sofort auf Sie einschnappt und Ihnen das doppelte Honorar gibt, das ich Ihnen bezahle.“

Sie stand unentschlossen da. Ellsberger wurde der Unterhaltung müde. Er tat so, als ob er einen Notizblock herauszöge und klingelte nach seinem Stenographen.

„Das Publikum ist gut,“ gab sie zu, „und die Arbeit hat mir auch Spaß gemacht. Wenn ich nur an die vielen Briefe denke, in denen ich um mein Autogramm und um eine Photographie meines Gutes in Honolulu gebeten wurde —“ sie lächelte ein wenig frostig, „es waren Leute aus den höchsten Gesellschaftskreisen darunter. Sogar ein Baron schrieb mir aus Bournemouth, Sir John Mayell —“

„Sir John Mayell!“

Herr Ellsberger war sofort interessiert, ja, er war gespannt. Er winkte seinem Stenographen ab.

„Sehen Sie sich, Sadie. Ist es wirklich Mayell, Sir John Mayell?“

Sie nickte.

„Ja, so heißt er,“ sagte sie. „Der ist Klasse!“

„Und Geld hat er auch. Warum kommen Sie nicht mit ihm zusammen, Sadie? So ein Kerl findet nichts dabei, zehntausend Pfund auf einen Film zu setzen, wenn er sich für ein Mädchen interessiert. Und wenn Sie das Mädchen sein sollten, Sadie, da könnten Sie einen Tausend-Pfund-Vertrag haben, auf der Stelle!“

Ihr stenger Mund härtete sich unmerklich.

„Sie brauchen einen Schutzengel, und ein Richter ist der beste Engel, den man sich wünschen kann.“

„Hat er Geld?“ fragte sie.

„Geld!“ rang Ellsberger seine Hände. „Was für eine Frage. Geld! Feuer könnte er damit anmachen. Wollen Sie vielleicht behaupten, daß Sie noch niemals von Sir John Mayell gehört haben, dem Mann, der seinen besten Freund auf zwanzig Jahre ins Zuchthaus schickte? Aber das war doch damals die größte Sensation des Jahres!“

Sadie interessierte sich nicht sonderlich für diese Geschichte. Aber dank dem sehr warmen, gutformulierten Brief, der in ihrer Handtasche ruhte, hatte sie für Sir John Mayell ein flüchtiges Interesse.

„Ist er verheiratet?“

„Oh nein,“ Ellsberger sagte es mit Nachdruck.

„Und Kinder?“

„Kinder hat er nicht, aber eine Nichte — er ist ihr gesetzlicher Vormund oder so etwas; ich erinnere mich darüber etwas in den Zeitungen gelesen zu haben.“

Herr Ellsberger sah forschend das Mädchen an.

„Haben Sie den Brief?“

Sie nickte und zog ihn hervor. Er war höflich, aber herzlich. Da waren einige Redensarten über ihr „anmutiges Talent“ und ihre „unvergleichliche Schönheit“, die „einem, auf den das Alltägliche keinen Eindruck mehr machte, große Freude bereitet hätte“, und zum Schluß wurde der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß sie sich in nächster Zeit einmal begegnen würden, und daß Sadie, ehe sie nach Paris abreiste, ihm die Ehre geben möge, für einige Tage sein Gast zu sein.

Ellsberger gab ihr den Brief zurück.

„Schreiben Sie ihm, und, Sadie, betrachten Sie sich für eine weitere Woche als engagiert. Schreiben Sie ihm — solange Sie noch bei mir sind. Er ist auf diesen ganzen Zeitungsklatsch hereingefallen, und vielleicht, wenn er wirklich diese leidenschaftliche Bewunderung für Ihr Können hat, dann — Sie müssen sagen, daß Sie keine Lust haben, beim Film zu bleiben, und schließlich heiraten Sie diesen Wirrkopf, was?“

Jetzt deutete er durch das breite Fenster auf einen jungen Mann, der aus dem Atelier in das Büro hinüberkam, und heftig mit einem Stoß herumschaltete.

„Sehen Sie nur diese lavendelfarbenen Socken und die Armbanduhr,“ sicherte er. „Aber machen Sie sich ja keinen falschen Begriff von Timothy Anderson. Er ist der kühnste Amateurborger seiner Gewichtsklasse weit und breit und ein braver Junge — er ist so ein Bursche, den Frauen wie Sie gern heiraten — machen Sie lieber die Bekanntschaft des Richters.“

Nach einem kurzen Anklopfen, dessen Beantwortung er gar nicht abwartete, kam der junge Mann mit dem Hut in der Hand hereingeschlendert.

„Wie geht es, Fräulein O'Grady? Ich habe Ihren Film gesehen — fein! Sehr gute Darstellung — aber ein ganz unmögliches Stück. Das haben Sie wohl geschrieben, Ellsberger?“

„Allerdings,“ gab dieser düster zu.

„Es trägt den Stempel Ihres Geistes, alter Freund!“

Timothy Anderson schüttelte vorwurfsvoll den Kopf.

„Wir hätten nur noch Sie als Liebhaber gebraucht, dann wäre es schon vor der Aufnahme aus gewesen,“ grinste Ellsberger.

„Ich bin mit dem Film fertig — auf ewig,“
Timothy Anderson legte sich auf den Tisch. „Es ist eine
demoralisierende Beschäftigung. Uebrigens —“

Er glitt vom Tisch herunter, griff mit der Hand in
die Tasche und brachte eine Rolle Banknoten zum Vor-
schein.

„Ich schulde Ihnen noch fünfundzwanzig Pfund,
Ellsberger. Ich danke Ihnen bestens. Sie haben mich
aus Hunger und Not errettet.“

Er zählte das Geld auf, und Herr Ellsberger war
so offensichtlich überrascht, daß er gar nicht versuchte,
diese Tatsache zu verbergen. Ja, er war so erstaunt,
daß er fast heiter wurde.

„Sie haben wohl einen Vertrag mit Mary Pickford
abgeschlossen?“ fragte er.

„N—nein. Ich habe bloß ein bißchen Roulette ge-
spielt und dabei Glück gehabt.“

„Sie trauen allen Chancen, wie? Eines Tages
werden Sie noch mal einer Chance trauen und schwer
dabei reinfallen.“

„Bah! Glauben Sie vielleicht, das wäre was Neues
für mich? Im ganzen Leben nicht. Das Spiel da habe
ich mit genau zwölf Pfund angefangen, und außerdem
war ich mit meiner Hotelrechnung drei Wochen im Rück-
stand. Ich verlor bis auf das letzte Zehnschilling-
Stück, aber ich setzte es und kam mit dreihundert Pfund
heraus.“

„Welcher Spielklub war denn das?“ fragte Herr
Ellsberger neugierig.

„Tony Smail,“ — Herr Ellsberger pffif.
„Donnerwetter, das ist eines der verrufensten Lokale
der Stadt. Es ist ein Wunder, daß Sie mit dem Geld
und dem Leben davorkamen.“

„Ich traue allen Chancen,“ Timothy baumelte
sorglos mit seinen Beinen über den Rand des Schreib-
pultes. „Es gab schon etwas Kradau, als ich von Smail
herauskam,“ er zuckte mit den Achseln, „so einen kleinen
Pieruck.“

Das Mädchen war der Unterhaltung eifrig gefolgt.
Jedes Gespräch, das sich um Geld drehte, hatte die Wir-
lung, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

„Sie trauen allen Chancen?“ fragte sie.
„Immer!“

Diese Frau gefiel ihm nicht. Timothy hatte einen
lebentigen Sinn, den er seinen „Prüfer“ nannte, und
Fräulein Sadie O'Grady war bereits jener Menschen-
kategorie zugeteilt, die er als „Unabwendbar“ zu er-
klären pflegte.

Er streckte Ellsberger seine Hand hin.
„Ich fahre mit dem nächsten Dampfer nach Newyork.
Dann gehe ich nach Kalifornien. Kann sein, daß ich
auf meinem Weg Rempton mitnehme, denn ein Be-
kannter, den ich im Hotel traf, läßt dort ein Pferd
rennen, das schneller ist als ein Vogel. Guten Abend,
Fräulein O'Grady, ich wünsche Ihnen alles erdenkliche
Glück.“

Sie sah ihm nach, als er fortging. Sie fühlte seine
Abneigung und erwiderte sie. Wenn er die Frauen
aus dem Gefühl heraus beurteilte, so erkannte sie ihn
mit löcherlicher Vernunft. Sie wußte, hier war ein Mann,
in dessen Herz eine heimliche Feindseligkeit schlummerte.

Es wäre ungerecht, zu behaupten, daß sie diesen
jungen Mann ablehnte, weil sie sein reines Gemüt,
seine zeitlichen Ansichten und seine vornehmen Grund-
sätze erkannt hatte. Sie war im Grunde nicht schlecht;
sie war ein Opfer der Verhältnisse und hatte noch vor
kurzem im Besitz von hundert Pfund das Leben einer
Kapitalistin führen müssen. Sie sah ihm nach und biß
sich auf die Lippen, als ob sie über ein schwieriges
Problem nachdenke.

Dann wandte sie sich an Ellsberger.
„Ich werde an Sir John schreiben,“ sagte sie.
Durch einen seltsamen Zufall hatte auch Timothy
Anderson die Absicht, sich an Sir John Maxell zu wen-
den. Es verging aber fast ein Jahr, ehe er diese Absicht
zur Ausführung brachte.

Die Anfangsbuchstaben „T. A. C.“ vor des jungen
Herrn Anderson Namen bedeuteten Timothy Alfred
Cartwright; seine frommen, aber praktischen Eltern
hatten sich durch diese Kombination sowohl den Schutz
der Heiligen wie auch die Gönnerschaft des Betters
Alfred Cartwright gesichert, der in dem Rufe stand, ein
Millionär und Junggeselle zu sein.

Wie Timothys Zukunft diese Hoffnung rechtfertigte,
soll der Leser entscheiden; wir wissen ja bereits, daß
Bettor Alfred Cartwright sich als schwaches Rohr im
Winde erwies. Timothys Eltern waren aus dem Leben
geschieden, zwei Jahre nachdem Alfred Cartwright aus
der Dessenlichkeit verschwunden war, und einem Unter-
suchungskomitee die zwei Jahre dauernde Aufräumungs-
arbeit hinterlassen hatte.

Obgleich er die Schule ohne großes Bedauern ver-
ließ, war er doch alt und klug genug, um zu wissen, daß
die intime Kenntnis der Differentialrechnung und die
Fähigkeit, das Verb „avoir“ zu konjugieren, keine Zehr
bat, die stark genug gewesen wäre, um die Feinde des
menschlichen Fortschritts zu treffen und zu vernichten,
denen er in dieser grausamen und gefühllosen Welt
höchstwahrscheinlich begegnen sollte.

Er hatte ein kleines Einkommen, das seine Mutter
ihm in einem Testament vermacht hatte, in dem sie sich
fast entschuldigte, daß sie gar so wenig hinterließ; er
ließ sich also in dem Hause eines Schullehrers als Pen-
sionär nieder, nahm diejenigen Studien auf, die ihn
interessierten, und bemühte sich, die Bücher zu vergessen,
die ihn nicht im geringsten interessierten.

Infolge seiner unausstößbaren Leidenschaft, das
Schicksal herauszufordern, war es nur natürlich, daß die
Buchstaben „T. A. C.“ bald eine neue Bedeutung be-
kamen, und seitdem jemand den Einfall gehabt hatte,
ihn „Trau-Allen-Chancen“ Anderson zu taufen, blieb
dieser Name an ihm haften. Und er versuchte sein Glück!
Aus jeder Ohseige, die das Schicksal ihm verschickte, lernte
er etwas. Er hatte in der Schule schon etwas hoxen
gelernt, und zwar genügend, um unter den Schülern der
Champion zu sein. Und sein Selbstvertrauen und seine
Ueberredungskunst waren so groß, daß er Sam Murphy,
einen früheren Boxer der Mittelgewichtsklasse und Be-
sitzer des Galthauses zum Kirchen in Dorling, bewog,
ihn für einen Zehnrundenkampf mit dem gefürchteten Bill
Schenk Federgewicht, vorzuschlagen und zu unterstützen.

„Trau-Allen-Chancen“ Anderson traute dieser
Chance. Er wurde bereits in der ersten Runde ausge-
zählt und — als er wieder zum Bewußtsein kam — tat
er ein Gelübde. Nicht etwa, daß er nie wieder in den
Ring treten werde, sondern daß er vorher noch viel
lernen und üben werde, um diesen Sport zu beherrschen.
Natürlich war es etwas entehrend, daß ein Mensch mit
seiner Vorbildung ein professionaler Boxer werden
wollte — denn professional wurde er gerade durch diesen
Fehlschlag — aber das berührte ihn nicht im geringsten.

Es steht fest, daß Bill Schenk von Kid Muldoon
knock-out geschlagen wurde, und daß ein Jahr nach
seinem ersten Auftreten im Ring T. Anderson zwanzig
Runden mit Kid jocht und eine Entscheidung nach
Punkten erlangte. Von jetzt ab wurde „Trau-Allen-
Chancen“ Anderson nie mehr im Ring gesehen.

Er versuchte auch sein Glück bei Pferderennen, und
wettete auf Pferde, für die zuerst die zehnfache, dann
aber die zwanzigfache Quote ausgezahlt wurde. Er setzte
auf Pferde, die noch niemals gewonnen hatten, unter
der Voraussetzung, daß sie doch endlich einmal gewinnen
müßten. Nach diesem Abenteuer hatte er gerade noch
so viel Geld übrig, um sich ein Lehrbuch zu kaufen. Er
widmete sein unbestreitbares Talent dem Studium an-
derer Glücksspiele. Er spielte Karten um Streichhölzer
mit dem Angestellten eines Maklers, der den geheimen
Ehrgeiz hegte, mit einem System nach Monte Carlo zu
gehen. Er kaufte auf Abzahlung märchenhaft billigen
Grundbesitz auf der Insel Ihanet — und er arbeitete.

(Fortsetzung folgt.)

Frau Babette.

Von Ludwig Wolfermann.

Frau Boldt hatte nie gedacht, wie schwer es für eine Mutter sein konnte, wenn das Kind, groß geworden, die Familie verläßt und sich selbständig macht.

Ihr Sohn Richard hatte sich, obwohl er nicht heiratete — das hätte Frau Boldt noch begreiflich gefunden — in der Stadt eine kleine Wohnung genommen, einen Teil seiner Möbel dorthin schaffen lassen und war damit aus dem Kreise der Familie getreten. Für die Mutter Boldt war dies ein großes Ereignis, das jedesmal, so oft sie in das Zimmer trat, das ihrem Sohn gehört hatte, von neuem Feuer durchflammt wurde. Dort an der Wand stand ja der Kleiderkasten; man sah noch jetzt, daß er dort gestanden hatte.

„Wir müssen das Zimmer frisch tapezieren lassen!“ sagte der Vater. Aber die Mutter war damit nicht einverstanden.

„Dummheiten!“ brummte der Vater, und fühlte doch ganz gut die wehrmüthige Stübigkeit in dieser bitteren Schwäche des Herzens.

Manchmal, wenn es sehr einsam war, dann entflohen den Lippen der Mutter Boldt einige Worte, die sie eigentlich gern für sich behalten hätte. Sie sagte da zum Beispiel: „Ich kann es nicht verstehen, daß Richard von uns fort ist. Er heiratete doch nicht! Warum hatte er uns denn verlassen? Kann er unseren Anblick nicht mehr vertragen?“

„Mutter!“ sagte Vater Boldt vorwurfsvoll, „so gib dich damit zufrieden! Man zieht die Kinder groß, damit sie selbständig werden, damit sie auf eigenen Füßen stehen! Das ist doch nicht das schönste Ziel! Willst du einen Langenichts in deinem Sohn erzogen haben? Statt daß du dich freust, grübelst und sinnierst du und bist traurig!“

„Es ist doch mein Sohn!“ sagte die Mutter still. Der Vater hatte recht, sie fühlte es.

„Er ist nicht fort und kommt, so oft er kann! Ich gehe zum Tapezieren, in dieser Woche noch wird er mit der Arbeit anfangen!“

Der Vater ging. Die Mutter Boldt stand auf und trat in das stille Zimmer. Sie sah wieder dorthin, wo der Kasten gestanden hatte und die Tapeten ein wenig dunkler waren. Sie sah auf die Wand, dorthin, wo immer einige Photographien hingegen. Sie waren fort. Der Schreibtisch stand noch da und eine Aschenschale mit ein wenig Zigarettenasche. Mutter Boldt liebte sie, sie trug die Asche nicht fort!

Wie empfindsam sind doch Frauen!

Frau Boldt ging an ihre häusliche Arbeit.

Mütter müssen resignieren. Und sie können es

Einmal Tages sagte Frau Boldt: „Ich will ihn besuchen gehen, er war schon eine Woche lang nicht da!“

„Arbeit!“ sagte der Vater. „Du weißt doch, sein Beruf!“

„Macht nichts aus. Für die Mutter muß der Sohn immer einige Augenblicke Zeit haben!“

„Dann gehe hin!“

„Du gehst doch mit?“ fragte Frau Boldt laut.

„Natürlich“, sagte der Vater langsam, „... gehe ich mit.“

„Ich gehe jetzt einkaufen, Herr Boldt“, sagte Babette, die Frau, die die Wohnung Richards in Ordnung hielt. Frau Babette hatte schon ziemlich weiße Haare, aber das Gesicht war noch frisch und voll, der Körper stark, die Hände plump. Und die Arbeit machte der älteren Frau eine Freude. Kein Stäubchen war in der Wohnung zu sehen, fortwährend war das Schürzenzipfeln in Bewegung, wenn Frau Babette in einem der Zimmer stand.

„Es ist gut, Babette“, sagte Richard und schrieb eifrig weiter. Bald nachdem Babette gegangen war, kamen Mutter und Vater Boldt.

„Du kommst ja gar nicht mehr, Richard!“

„Ich habe viel Arbeit, Mutter! Wollt Ihr es euch bequem machen?“

„Ich muß mich einmal umsehen, ob du es rein hast!“

Die alte Sorge erwachte in Mutter Boldt. Sie wuschte über Kränze und Birnenrücken, über die Fiegel des Kachelofens, zog Baden heraus und besah sich die Wäsche.

Sie sagte nichts.

„Bist du zufrieden, Mutter?“ fragte Richard.

Da kam Frau Babette. Oh, es war ein eigenartiges Zusammentreffen. Babette wollte gleich wieder gehen, als sie den Besuch sah.

„Nein, machen Sie doch Ihre Arbeit! Babette!“ sagte Richard.

Mutter Boldt machte die Neugier rund und konnte den Blick nicht von Frau Babette lassen. Babette kannte die Eltern Richards nicht. Es war ihr wirklich gleichgültig, wer die beiden Leute waren.

Sie stellte Blumen auf den Tisch, schöne weiße Margeriten, auf den Kaminsims kamen Geranien und dann noch eine Hand voll junger köstlicher Rosen auf den Schreibtisch. Wie Richard die Rosen liebte! Mutter Boldt wußte es. Und wie er Birnen und Pfirsichen liebte! Kaum hatte es Frau Boldt gedacht, da kam Babette — und sie ging immer so leicht und ruhig und war freundlich und bescheiden — und brachte einen Aufsatz mit großen, kaumigen Pfirsichen! Waren die nicht reizend? Und eine Schüssel mit saftigen Birnen.

„Ja ... aber ... Babette ... ich habe das doch nicht alles bestellt?“

„Aber Sie lieben es doch?“ fragte Babette zurück, ohne aufzuheben, die Sachen in Ordnung zu bringen. Sie ging und kam gleich wieder mit einem Service Kaffee. Der Duft des Kaffees hing zart und wundersam im Zimmer.

Mutter Boldt hatte einen Augenblick lang einen Groll gegen Babette. Das ist nun sozusagen seine Mutter! Die Mutter meines Sohnes! Wie sie sich sorgt! Sieh' einmal an! sagte eine blasse Eifersucht in ihr. Oh, könnt' ich um ihn sein ... warum ... warum ... mußte Richard gehen? Hatte er es hier besser? Aber die ruhige Art und Weise, das Unaufbringliche im Wesen dieser weißhaarigen Frau beruhigte Mutter Boldt. — Nur ein ganz klein wenig von Groll blieb, und auch von Eifersucht. Eine Mutter empfindet tief, und sie betrachtet das Kind als ihr einziges Eigentum, als einzig und allein ihren Besitz.

Goldene Sonnenfäden spannten sich durch das Zimmer. Eine goldbesaitete, irrselnde Harfe war es, und vereinzelt flogen Blitze von Krügen und Geschirren auf. Es war sehr ruhig und still in den beiden Zimmern.

Babette war längst fort.

Mutter Boldt schwieg. Richard sah sie an, dann sagte er leise: „Mutter ... weinst du?“

„Nein“, lächelte Frau Boldt, und griff nach der Hand des Sohnes. „Ich kann mich nicht so rasch an dein Fortsein gewöhnen, weißt du!“

„Ach Mutter, die Sorge! ... Nein! Siehst du! ...“ sagte Richard, nach einem kleinen Weichen Nachsinnens, „siehst du nicht, wie alles, alles ...“

„Ich bill' euch“, brummte der Vater, „hört doch auf!“

Richard gab ihm eine Zigarre, langsam zündete sich der Vater Boldt die Zigarre an.

„Es ist hier alles wie zu Hause Mutter, alles geht in deinen Spuren. Alles, was du mir tatest und gabst, vermisch ich auch hier nicht, wenn es auch eine andere Frau macht, Mutter, sie macht dasselbe ...“

„Dasselbe, Richard ... Nein, es ist nicht dasselbe!“

„Mutter, verzeihst du nicht, dein Geist lebt darin, deine Sorge und deine Mühe!“

„Ja“, sagte Mutter Boldt, und kam mit ihren Gefühlen nicht mehr zurecht. Sie sah ja alles richtig ein, sie verstand alles sehr gut, aber sie war doch nicht ganz zufrieden.

Sie schämte sich ihrer Tränen, die sich immer wieder aufdrängen wollten.

Sie kämpfte; sie siegte.

„Es ist alles recht und gut“, sagte sie leichthin.

Es war, als begänne die goldene Sonnenharfe zu spielen, ganz fein und leise. So zart und voll Innigkeit und wunderbarer Melodie, daß sie nicht das Herz der Mutter allein umsang, auch der Vater fühlte es und Richard. Aber der Vater Boldt blies stramme Rauchwolken aus der Zigarre und stand am Fenster. Männer verstanden den Ausdruck ihrer Gefühle gern.

Mutter Boldt stand auf: „Wir wollen gehen!“

„Ja!“ sagte Vater Boldt. „Eine feine Marke rauchst du, Richard! Glück dich Gott, Junge!“

Als Frau Boldt ins Vorzimmer kam, Babette hatte die Tür geöffnet, lächelte sie Babette an und reichte ihr die Hand. Ein Druck der Hände, und beide Frauen verstanden sich.

Babette war ein wenig verwirrt, sie kannte das Brausen der Gefühle nicht, das jah in ihr war, aber bald wußte sie: Es war Freude ...

Die Säule in der Wolke.

Von Kardinal Newman.

Führe mich, du freundlich Licht, durch enges düstres Land,

Führe du mich!

Ich bin in schwarzer Nacht, ein Fremdling, unbekannt,

Führe du mich!

halt meine Füße fest, ich sehn' mich nicht hinaus,

Die weite Welt zu seh'n; ein Schritt reicht aus.

Ich war nicht immer so, auch hat ich nimmer,

Daß du mich führst.

Ich wählte Weg mir selbst, doch jetzt für immer

Führe du mich.

Ich liebte Tagesglanz, ich war voll Eitelkeit

Troh aller Zucht, doch nun vergiß die Zeit.

So lang schüßt deine Macht mich, und sie führt gewiß

Mich weiter auf zum Licht,

Durch Moor und Sumpf, durch Sturm und Klippen, bis

Das Dunkel bricht.

Der Morgen leht die holden Engel bald hervor,

Die ich vereinst geliebt und dann verlor.

Uebersetzt von Rudolf Virkemeyer. Aus dem soeben erschienenen Orplidband „Katholisches England“. Hugsburg, Orplid-Verlag.)

Der Löwe der Meere.

Von Hans Scheffel.

Fünf Kilometer lang und fünfzehn Meter breit ist der Streifen an der patagonischen Küste, wo alljährlich in den dortigen Frühlingsmonaten, das ist in der Zeit vom Oktober bis zum Februar, die Löwen der Meere, die Seelöwen des stillen Ozeans zusammenkommen zum Liebeswerben, zu wilden, tödlichen Kämpfen, zu einem Leben voll Lust und Gefahr. Hier auf dem schmalen Küstenstreifen spielen sich die blutigsten Eifersuchtsdramen ab. Schon am frühen Morgen lassen die Männchen ihre Rieder von Liebe und Sehnsucht erschallen, auf viele Kilometer hin, weit über das Meer hinaus und tief ins Land hinein, die Luft mit ihrem Gebrüll erfüllend. Aus dem Meere, viele hundert Kilometer weit, ziehen auf diese Lockrufe die Weibchen heran, die sich langsam und schamhaft der Küste nähern.

Die Brautschau und das Liebeswerben beginnen. Die Männchen stürzen sich ins Wasser, umspielen, umwerben und erobern die Erwählten. Der Löwe der Meere treibt Vielweiberei ganz im Gegensatz zum Löwen der Wüste, zum König der Wüste, der sein Leben lang in Treue seine Gineke hält. Je stärker und mutiger der Löwe der Meere ist, desto mehr Frauen vermag er zu erobern und gegen die unbewehrten Schächlinge zu verteidigen. In heißen Kämpfen beißt und schlägt er sich für sein Familienglück mit diesen Jungesellen. Oft überfallen sie in Scharen das Lager der glücklichen Familienväter, um die Weibchen zu rauben. Der siegreiche Entführer hält das eroberte Weibchen fest, stößt, zerrissen und zerbrochen Leibern bleiben die geschlagenen Haremsherren auf dem Kampfplatz zurück. Bis zu 60 000 haben die Jäger an der patagonischen Küste an Männchen und Weibchen und Junge gezählt. 60 000 auf dem schmalen 15 Meter breiten Streifen, der sich 5 Kilometer lang an der patagonischen Küste hinzieht.

Im Februar, am Ende des patagonischen Frühlings, bevor die Seelöwen wieder in ihre Meere zurückkehren, beginnt das große Wenden der patagonischen Jäger. Der Jäger schleicht mit der Blüthe in der Hand die Sammelplätze der Seelöwen an und schießt leicht die plumpen und faulen und nicht einmal scheuen Männchen nieder, denn für die Weibchen und ihre Jungen herrscht noch strengste Schonzeit. Viele tausend Seelöwen werden in jeder Jagdkampagne erlegt. Die Witwen flüchten mit ihren Jungen ins Meer hinaus und kehren erst nach Wochen an die Küste ihres zerstörten Familienglücks zurück, ihre Klagelieder anstimmend, bis dann in den Monaten Mai und Juni auch sie den Wüthen der Jäger erliegen.

Die Beute wandert in die großen Fabriken, wo der Speck zu Tran ausgekocht wird und die Felle verarbeitet werden.

Wilde Abenteuerer sind diese Seelöwenjäger, gescheiterte Existenzen mit weitem Gewissen und lockerem Messer. Aber ihr Verdienst ist hoch, denn ein Seelöwenarbeiter verdient bei freier Station durchschnittlich 4000 Bloth im Monat.

Fröhliche Ecke.

Fußbad. Die Batterie lag in Ruhe. Der Hauptmann hatte sein Quartier in einem kleinen französischen Häuschen, im ersten Stock wohnte er, unten lag die Küche. Joseph, der Wirt, brachte frühmorgens den Kaffee herauf. Jedesmal verschüttete er ein wenig aus der Tasse in die Untertasse und servierte dann ein „Fußbad“. Sagt der Hauptmann: „Joseph, du mußt doch mal endlich lernen, den Kaffee nicht zu verschütten, wenn du ihn raufbringst. Das sieht so unappetitlich aus.“ Dieser Wunsch wirkt sofort. Am nächsten und die folgenden Tage kommt der Kaffee ohne Fußbad. „Nun gehts ja auf einmal!“ sagt der Hauptmann. „Wie machst du denn das?“ — „Ganz einfach,“ erwiderte der Joseph. „I nimme auf der untersten Stiegen alleweil a Maul voll und heroben laß i's wieder eini.“

„Wat machst du jetzt eigentlich, Franze?“

„Ich mache Schnaps aus Steinkohle!“

„Was de nich sagst! Det man die Kohle schon verflüssigt hat, Habe id schon gehört, aber Schnaps? Wie machste das?“

„Ganz einfach: die Kohle gehe id mir uff dem Güterbahnhof hauen, und für det Geld koope id mir ne Flasche Korn!“

Zum Kopferbrechen.

Silberrätsel.

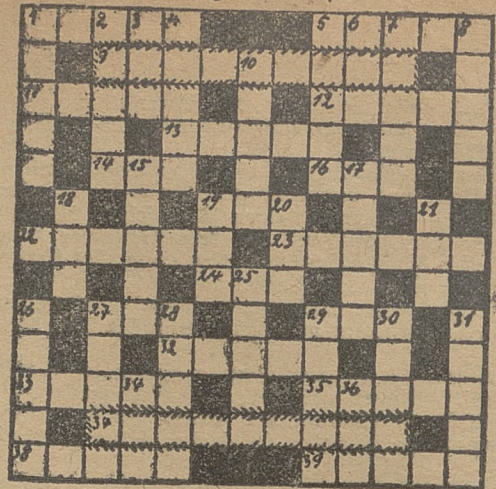
a—ak—ard—ba—bach—blu—bur—co—dau—de—del—dief—di—
du—e—e—cif—ent—er—fel—fen—frau—ger—i—i—lai—lan—lim—
lus—ma—ma—me—mus—non—ni—o—ra—rheu—ri—ri—sa—
scha—se—son—son—tis—tro—turm—um—zil—zo

Aus vorstehenden Silben sind 16 mehrsilbige Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben ein Bistat ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Fluß in Oesterreich, 2. Seesoldaten, 3. Krankheitserreger, 4. Morgenland, 5. Gelenkkrankheit, 6. französischen Opernkomponisten, 7. berühmten Maler, 8. männlichen Vornamen, 9. Gartenblume, 10. Käseforte, 11. Patriarchen, 12. adelige Dame, 13. Schulheft, 14. Pariser Bauwerk, 15. Märselart, 16. Gefährt (A = ein Buchstabe.)

—es.

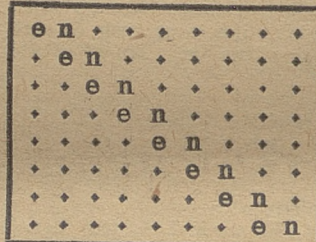
Kreuzwort-Rästel.



Senkrecht: 1. Juristischer Begriff (A = ein Buchstabe), 2. Meerbüsen in Italien, 3. Artikel aus der Grammatik, 4. Schmelzglas, 5. Wasserpflanze, 6. türkischer Aufseher, 7. Schutzgeiß (das zweite Feld enthält zwei Buchstaben), 8. Weltmeer, 10. Vereini-gung der nordamerikanischen Staaten, 15 wie 2, 17. Staat aus 10, 18. Raubfisch, 19. weibl. Vornamen, 20. dürftiger Zustand, 21. Lateinisch „ich“, 25. zynische Bemerkung, 26. Büffel, 27. Hartmetall, 28. Mengenbezeichnung, 29. Edelsteine, 30. Baumteil, 31. spanischer Fluß, 34. litauisches Zahlungsmittel, 36. Götin.

Wagerecht: 1. Stadt in Hannover, 5. Strahlingschiff, 11. Quellfluß der Weser, 12. jugendliche Schauspieler, 13. Homerische Dichtung, 14. Fisch, 16. Gefrorenes, 19. Nebenfluß der Donau, 22. Stadt in Spanien, 23. Südfrucht, 24. Baumteil, 27. englischer Vornamen, 29. Haischmittchen, 32. Frauennamen, 33. Tierbehaufung, 35. Schriftsteller, 38. Figur aus Busch „Fromme Helene“, 39. Gewichtsbezeichnung. — Die Reihen 9 und 37. (wager.) enthalten ein Sprichwort.

Füllrästel.

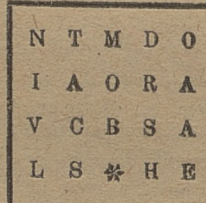


- Kaiserlarve
- Raubtierkäfig
- Industriezweig
- Teil des Skeletts
- Beliebter Sport
- Goldfischfutter
- Wochentag
- Ungarisches Gebirge

a a a a a a a b b d d e e e e e e e e e e f g g g h i i i i k k l
m m n n n n n n n o o o p p r r r r r r r s s t t t

Obige Buchstaben sind so in die Figur einzutragen, daß in den wagerechten Reihen Wörter von banebenstehender Bedeutung entstehen.

Besuchstarken-Rästel.



Die Lösung des nebenstehenden Rästels ergibt die chiffrierte Bistatensarte eines vor 90 Jahren verstorbenen deutschen Dichters.

Geographisches.

Meine „Erste“ ist ein Monat,
Meine „Zweite“ ist ein — Band,
Und das „Ganze“ ist 'ne große
Stadt an eines Flusses Strand.

B. D.

Auflösung Nr. 33.

Kreuzworträstel:

Senkr.: 1. Ei, 2. new, 3. Lei, 4. Uga, 5. Ufo, 6. Wut, 7. Citil, 8. Entgleisung, 9. Erbe, 10. Rio, 11. Larve, 12. Anton, 14. Odeon, 15. Neige, 17. Ur, 18. Ei, 22. Ich, 23. Sem, 26. non, 27. Leo. — **Wager.:** 2. Nil, 4. ge, 6. Wegweiser, 11. Laura, 18. Orion, 16. anti, 17. Ute, 19. Wode, 20. Ort, 21. Argise, 24. Eid, 25. von, 27. Log, 28. Enoch, 29. Miene, 30. ego.

Verstärker:

a) Kölner Dom, — b) Chilehaus (in Hamburg).
Verstärker: 1. Königsherg, 2. Offenbach, 3. Elbing, 4. Stendal, 5. Sauban, 6. Hferloh, 7. Nühem. — **Rosklin.**

Zahlenrästel:

Ferdinand, Heineke, Indianer, Eiland, Diagnose, Rheingau, Zinfant, Chinesisch, Simonade, Urecht, Donau, Wasser, Italien, Gaultiv, Seremia, Arabat, Hornisse, Neuhäber, — Friedrich Ludwig Rahn, der deutsche Turriator. (Geb. am 11. 8. 1778.)

Besuchstarkenrästel: Schwannsteinfeger.